

5877

Beiträge
zur
Studenten-, Frauen- und Judenfrage.

— * —
Blaudereien
von
Franz Böncken.

◆ . * . ◆
St. Petersburg.
W. Erikson & Co.
1884.

Verlag von W. Erikson & Co.

Buch- und Musikalien-Handlung,
St. Petersburg, Woznessensky-Prospekt Nr. 22.

Nikolai Kaumbach: **Nordische Melodien.** Gedichte.
brosch. 2 Rbl. (4 Mark), geb. 3 Rbl. (6 Mark).

Helene von Molokhowez: **Geschenk für junge Haus-
frauen** oder Mittel zur Verringerung der Wirthschafts-
ausgaben. brosch. 3 Rbl. (6 Mark), eleg. geb. 3½ Rbl. (8 M.).

Deutsche Bibliothek für Russen. Erstes Bändchen: Die
Geschichte vom Kalif Storch. Zweites Bändchen: Schiller's
Balladen. à Bändchen 20 Kop.

365 обѣдовъ за 1 руб. Составленные *Люциною Ц.* 2-ое испра-
вленное и дополненное издание. 1 руб.

Люциною Ц. (Издательницею 365 обѣдовъ за 1 руб.). Един-
ственные практическія правила для приготовления вся-
каго рода печеній, вареній и разныхъ запасовъ на зиму.
90 коп.

Б. А. Окса. Дифтеритъ и другія болѣзни. 50 коп.

А. И. Вестенрикс. **Почтовый голубь.** Разведение, содержаніе,
и дрессировка почтовыхъ голубей; исторія голубиной почты.
2 руб.

ESTICA

A 5877

Beiträge

zur

Studenten-, Frauen- und Judenfrage.

ERB: FEM

Blaudereien

von

Franz Böncken.



St. Petersburg.

W. Erickson & Co.

1884.

Est.



Von der Censur gestattet. St. Petersburg, den 7. Januar 1884.

6244

Vorwort.

Mit nachstehenden Plaudereien glaube ich nur das gesagt zu haben, was Viele wol gedacht, Wenige aber mit hinreichender Offenherzigkeit öffentlich ausgesprochen haben. Sollte ich aber irren, sollten meine Ansichten wirklich von der allgemeinen Ueberzeugung abweichen, dann bitte ich um Berichtigung zum Besten derer, die sich für die hier angeregten Fragen interessieren.

St. Petersburg, den 3. Januar 1884.

Bäume müssen nicht in den Himmel wachsen.

(Dorpater Korporationsstudien.)

Wergere dich nicht über den Spiegel,
wenn deine Trage schief ist.

Ein russisches Sprüchwort.

I.

Die Dörptische Universität ist mit sehr mannigfaltigen Bildungsmitteln ausgestattet. Wissenschaftlichen Bestrebungen dienen: Vorlesungen, Museen, Laboratorien, Klinik, Anatomikum, Observatorium, ein botanischer Garten und eine reichhaltige Bibliothek; behufs körperlicher Übungen giebt es: Gymnastik, Fechtboden und Reitschule; gesellschaftlich: Bedürfnisse befriedigt die akademische Kasse mit allem solchen Anstalten eigenen Zubehör: Lesekabinet, Billard- und Speisezimmer, Tanz- und anderen Sälen. Endlich befindet sich da noch ein prachtvoller Park, dessen Zweck durch die sinnreiche Pforten-Aufschrift: «Otium reficit vires» in einladender Weise erklärt ist.

Noch etwas, außer dem Genannten, sich zu wünschen — scheint unmöglich. Wer als Student diese Schätze in vollem Maße wirklich ausbeutet, könnte allenfalls bedauern, daß Tage nur aus zwölf Stunden bestehen. Ein Be-

bedürfniß jedoch zu spüren, seine Zeit noch mehr zu zersplittern und zwar auf noch intimere Verhältnisse, als die sich in der natürlichsten Weise bei den fortwährenden Begegnungen mit den Kollegen in den Vorlesungen, auf dem Fectboden und in der akademischen Muffe von selbst machen — läßt sich nur schwer denken. Nichtsdestoweniger scheint ein solches Bedürfniß, das in dem thatsächlichen Bestehen der Studentenkorporationen ausgesprochen ist, wirklich vorhanden zu sein, weshalb es denn auch interessant sein kann nicht nur dieses Bedürfniß, sondern auch die Art und Weise der Befriedigung desselben näher ins Auge zu fassen.

Die Bildungsmittel der Dorpater Universität sind also gut und mannigfaltig, die studirende Jugend jedoch findet es für nöthig zu den vorhandenen, von sich aus, noch eins — Korporationen — hinzuzufügen.

Um Klarheit in diese augenscheinliche Gedankenschwierigkeit zu bringen, d. h. sich die Existenz einer Einrichtung zu erklären, die gar nicht nöthig ist, bleibt uns nichts übrig, als die Bildungsmittel der Dorpater Universität noch einmal durchzugehen, wobei aber dieses Mal etwa auch die Wirkung derselben zu berücksichtigen wäre.

Indem wir unsere Besprechung dem ersten Bildungsmittel zuwenden, kann, offenbar, die Frage darin bestehen, ob die Wahrscheinlichkeit, daß die Vorlesungen der Professoren den Studenten auch wirklich nützlich sind, groß ist? In der Vorlesung, abgesehen von dem Sinn derselben, spielen eine Rolle: Stimme und Betonung des Professors, Augen und Gehör des Studenten. Ersteres bei Seite

lassend, könnte dennoch schwerlich die Thatsache bestritten werden, daß sowol Augen, als auch das Gehör fast eines jeden Studirenden durch den der Universität vorhergegangenen Schulunterricht schon so gelitten haben, daß die mangelhafte Funktion dieser Organe allein Ursache einer unvollkommenen Aneignung des Gehörten sein kann. Es giebt auch andere Umstände, unter denen das Unvorbereitetsein des Zuhörers eine wichtige Rolle spielt, doch näher auf alle ¹ einzugehen — würde uns zu weit führen. Es genüge die Andeutung, daß beim Vortrage des Professors die Umstände sich für den Studenten so unglücklich gestalten können, daß er die Vorlesung wol anhört, von ihr aber wenig oder gar keinen Vortheil zieht.

Wenn nun auch das Gefühl des Unbefriedigtseins in Folge einer unverstandenen Vorlesung noch nicht besonders stark ist, so kann eine Anhäufung des unverdauten Materials den Studenten wol zur Verzweiflung bringen. Doch, bis zur Verzweiflung ist es noch eine gute Weile. Ehe die junge Natur dahin gelangt, fängt sie an unruhig zu werden. Sie wirft sich auf Bücher, die, häufig mit deutscher Gründ-

¹ Hierher rechnen wir auch einen, der schon von Peter dem Großen bemerkt wurde. In einer Instruktion, wie Uebersetzungen aus deutschen Büchern zu machen seien, befahl er ausdrücklich, nur wirklich Nützliches zu entnehmen. Den Ballast, meinte er, der nur den Zweck hat gelehrten Sand in die Augen zu streuen, solle man bei Seite lassen. Ähnliches ließe sich, unserer Meinung nach, auch hie und da von den Vorlesungen deutscher Professore sagen.

lichkeit überladen, zuweilen helfen, zuweilen aber auch nicht. Sie sucht Annäherung an die Kollegen und, aufgestachelt durch das Nichtverständnis der Vorlesungen, scheint es ihr unendlich klar, daß je inniger sich ihr Verhältniß zu den Kollegen gestaltet, desto wahrscheinlicher auch das Festhalten der dem Geiste entschlüpfenden Wissenschaft durch sie sei.

Daselbe, was wir hier so eben hinsichtlich der Vorlesungen anführten, ließe sich mit wenigen Variationen auch von den anderen geistigen Bildungsmitteln der Dörptischen Universität sagen. So gut sie auch sind, dennoch mangelt es an einem Führer, daher denn auch der junge Nutzenverstand leicht stolpert und — sich eine Stütze in Verbrüderungen sucht¹.

So, das wäre der augenblickliche Stand der Dinge, der das Bestehen der Studentenkorporationen einigermaßen erklärt².

¹ Wenn Holland in Noth ist, werden die Holländer leicht Brüder.

² Auf den historischen Sinn der Studentenkorporationen näher einzugehen hält der Autor für überflüssig, weil er unmöglich zugeben kann, daß Korporationen nur deshalb existiren, weil sie alter Herkunft sind. Außerdem könnten uns historische Untersuchungen nur zu sehr unliebsamen Resultaten führen, d. h. wir würden aus ihnen wahrscheinlich erfahren, daß der Student vor Zeiten „flott“ war, die Gesellschaft aber knotig, im Gegensatz zum Jetzt, wo die Gesellschaft „flott“, der Student aber „knotig“ ist, mit anderen Worten, er gefällt sich in alten, verschrobenen Begriffen.

Zu dieser Annahme fühlen wir uns berechtigt durch den Umstand, daß Studentenkorporationen, wenn auch aus Gliedern verschiedener Fakultäten, immer aber so zusammengestellt werden, daß von ein und derselben Fakultät Studenten verschiedenen Alters zusammenkommen, gleichsam damit die jüngeren Studenten sich mit den älteren Kameraden berathen können¹.

Berücksichtigen wir also die Lücke, daß die jungen Studenten in Dorpat ohne jegliche Führerschaft sind, gleichsam auf ihr Spürtalent, das aber möglicher Weise bei ihnen in nur geringem Maße vorhanden sein kann, angewiesen sind, so scheint es, als ob Studentenkorporationen durchaus nützliche Einrichtungen sind.

In Wirklichkeit erweist sich aber etwas ganz anderes. Hinderlich für das Erreichen des nützlichen Ziels der Korporationen, bei deren Gründung leider nur die guten Seiten der jungen Natur in Betracht gezogen wurden, sind die schlechten². Uebrigens haben wir für unsere Unter-

¹ Den Grund, warum Korporationen aus Gliedern verschiedener Fakultäten zusammengesetzt werden, ausführlich zu erklären, lohnt sich nicht, da es selbstverständlich ist, daß eine Gruppierung aus Fakultäten und Studenten verschiedenen Alters zweckentsprechender ist, als eine einseitige. Fällt aber der Grund für die Hauptgruppierung weg, so ist die Nebengruppierung von nur geringer Bedeutung.

² Zu diesen gehört namentlich ein bei der studirenden Jugend sehr verbreiteter und schwer ins Gewicht fallender Fehler — das Renommiren mit Fähigkeiten. Die Erkenntniß:

fuchung die Annahme, daß Korporationen aus schlechten Elementen bestehen, nicht nöthig. Lassen wir sie aus Gliedern mittlerer Moralität zusammengesetzt sein und auch dann schon kann das Ziel der Korporationen nicht erreicht werden. Bedenken wir doch ernstlich, welche Erfahrungssätze konnten denn überhaupt zu der Voraussetzung berechtigen, daß die älteren Studenten den jüngeren beim Studiren behülflich sein würden? Der ältere Student ringt ja selbst mit der Wissenschaft. Wo soll er denn die Zeit hernehmen, um Lehrer zu sein? Von der Lust dazu, bei mittlerer Moralität, gar nicht zu sprechen. Mit anderen Worten, die Annahme, daß der jüngere Student den älteren ausbeuten wird, verträgt keine Kritik und konnte allenfalls nur dem Gehirn eines unpraktischen deutschen Idealisten entspringen. So lange noch das Menschengeschlecht sich nicht in Engel verwandelt hat, wird wol der Ältere den Jüngeren ausbeuten, nicht aber umgekehrt.

Daß diese letztere Voraussetzung die richtigere ist, erhellt schon theilweise daraus, daß die älteren Studenten sich in den Korporationsstatuten Gehorsam der jüngeren ausbe-
dungen haben. Allendlich erwiesen wird sie aber durch die

Und weiß doch, daß wir nichts wissen können —

Das will mir schier das Herz verbrennen,
stellte sich bei Faust, bekantlich, auch erst ein, nachdem er Doc-
tor verschiedener Fakultäten geworden war. Hierher gehört
auch der auf Klappierschärfe gestellte Ausdruck „dummer Junge“,
der den Musensohn veranlaßt zu glauben, er sei ein vom
Himmel gefallener kluger Junge.

unumstößliche Thatsache, daß die jüngeren Studenten allerlei zeitraubende Dienstleistungen zu verrichten haben, wofür sie, wahrscheinlich als Belohnung, von den älteren nicht so sehr Belehrung, wol aber Verhöhnung einernten. Freilich, Verhöhnung ist auch eine Art Belehrung, die namentlich bei Handwerkern gäng und gäbe ist, leider aber eine moralisch zu theuer bezahlte.

Indem wir nun zu unserer Annahme zurückkehren, daß die Bildungsmittel der Dorpater Universität sehr reichhaltig sind, so daß der Student bei der richtigen Benutzung derselben wol schwerlich Zeit zu noch anderen, selbsterdachten, finden kann; indem wir zugleich in Betracht ziehen, daß Korporationen, durch ihr entschiedenes Dringen auf gesellschaftlichen Verkehr der Glieder unter einander, nicht anders als zeitraubend sein können, kommen wir zu dem Schlusse, daß dieses von Studenten erfundene Bildungsmittel, namentlich angesichts des jetzigen Standes der Wissenschaften, nicht nur kein Hülfsmittel bei Erlernung der Wissenschaften ist, sondern nur als Maßstab betrachtet werden kann, um von ihm, dem quasi-Bildungsmittel, auf ein ungedeihliches Studium zu schließen. Mit anderen Worten, je mehr Korporationen und je mehr Glieder in den Korporationen, desto weniger ersprießlich müssen die Studien der Musensöhne verlaufen. Diese rein theoretische Schlussfolgerung wird denn auch wirklich durch die in dem Mutterlande der Korporationen sich jahraus, jahrein wiederholende Erfahrung bestätigt. In Deutschland nämlich ist es schon lange kein Geheimniß mehr, daß korporelle

Studenten gewöhnlich nur solche junge Leute sind, die nicht so sehr studiren, als sich mehr „Studirens halber“ an der Universität aufhalten. Somit wäre es denn auch für uns die höchste Zeit, daß auch wir das Kind endlich einmal öffentlich beim rechten Namen nennen.

II.

Um die Bildungsmittel einer beliebigen Universität voll zu genießen, dazu gehört Geld. Wenn es nun auch außergewöhnliche Naturen giebt, die sich mit geringen Geldmitteln durchzuschlagen verstehen, so gehören solche doch zu den Seltenheiten. Allgemein läßt sich annehmen, daß das zum Studium nöthige Geld verhältnißmäßig zu den Gewohnheiten und Fähigkeiten des Studirenden sein muß. Unbegabte oder verwöhnte Naturen haben mehr Geld nöthig.

Die Statuten der Dörptschen Studentenkorporationen ignoriren nicht nur Alles, was möglicher Weise zu einer Verbilligung der Studienkosten führen könnte, sondern schrauben letztere durch ihre Anforderungen an den Studentengeldbeutel noch um 8—10 % in die Höhe.

Dies ist eine gewiß zu beachtende Thatsache, die nicht für das Bestehen der Korporationen spricht.

III.

Außerem Anschein nach sind Studentenkorporationen ein Stück mittelalterlicher Rohheit. Eine Bestätigung dieser Wahrheit erhellt aus den Korporationsabzeichen. Bekanntlich sind Farbenmütze und Farbenband unumgänglich noth-

wendige Attribute des corporellen Musesohns. Mit grellen, in die Augen springenden Farben verkündet er der Welt, daß er von gewöhnlichen Sterblichen durchaus unterschieden sein will. Bei näherer Untersuchung erweist sich, wenigstens aus den Aussagen corporeller Studenten, daß diese Abzeichen nur würdigen Studenten gegeben werden. Da nun aber die Universität auch von nicht corporellen Studenten besucht wird, so hat es mit der exclusiven Würde des mit Farben versehenen Studenten offenbar nicht viel auf sich. Ja, man könnte sogar in Versuchung gerathen in diesen äußeren Abzeichen ein gutes Stück jugendlicher Anmaßung gegen die bescheideneren, unbefarbten Kollegen zu sehen. Fassen wir aber noch den Sinn dieser farbigen Abzeichen ins Auge, daß durch ihre bestechende Grellheit junge, unerfahrene, eben auf die Universität gekommene Elemente in die Korporationen gelockt werden, so gelangen wir auf theoretischem Wege zu dem gleich anfangs ausgesprochenen Gedanken, daß ein etwas feineres Schickslichkeitsgefühl die Musesöhne unseres Jahrhunderts doch wol vom Tragen derartiger Korporationsabzeichen abhalten sollte. Wenn die jungen Leute sich aber wirklich so glücklich in ihren Korporationen fühlen, wie sie es uns durch ihre hellen Farben glauben machen wollen, warum tragen sie dann diese Farben nicht nach innen, wenigstens so lange sie noch nicht das Doctorexamen bestanden haben? Um letzteres handelt es sich doch eigentlich. Das A-conto-jubiliren, so zu sagen auf credit, ist doch eine riskante Sache.

Auf eine jugendliche, wol dem Mittelalter, nicht aber

unserem Jahrhunderte entsprechende Gemüthsroheit weisen auch die bei den Kommerzen üblichen Gebräuche, beispielsweise das Durchbohren der Mützen während des Schwurs: „Halten will ich stets auf Ehre“ 2c..

Menschliche Ehre ist bekanntlich ein gar feines Ding, das namentlich hohle, auf Kommando ausgesprochene Phrasen nicht gern hat.

IV.

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert“, sagt ein weises deutsches Sprüchwort. Die Statuten aller alten und neugegründeten Korporationen strotzen von schönen Grundsätzen, unter denen sich sogar nicht selten das Angehörigkeit der Keuschheit befindet. Die Quintessenz jedoch aller dieser zu Papier gebrachten nobeln Aufwallungen läßt sich auf den schon früher erwähnten Vorsatz eines kameradschaftlichen Beistandes beim Bezwingen der Wissenschaften zurückführen, was schon daraus erhellt, daß es Korporationen giebt, deren Namen allein, z. B. „Akademika“, auf dieses Ziel hinweist.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn die prächtigen Vorsätze, die in den Korporationsstatuten ausgesprochen sind, hie und da auch wirklich ausgeführt wurden, diese glücklichen Zufälligkeiten nicht so sehr den abgegebenen Versprechen zuzuschreiben sind, als vielmehr den guten Eigenschaften, die von vorne herein in der Natur der Korporationsglieder lagen. Dafür aber sind die geleisteten Versprechen nicht selten ein Stein des Anstoßes. Es ergeht

ihnen, wie jeglichen zu hoch gespannten Saiten. Das Nichteinhalten der Angelöbniße bringt Spannung in das Verhältniß der Korporationsmitglieder, die, in der einen oder anderen Weise, traurige Folgen für einzelne Persönlichkeiten haben kann.

Neugegründete Korporationen fegen, wie alle neuen Besen, etwas sorgfältiger. In den alten wittert der ursprüngliche Geist ihrer Gründer so aus, daß so mancher Korpsbursche von den Statuten seiner eigenen Korporation nur sehr verschwommene Begriffe hat. Nicht uninteressant ist eine hierher gehörende Thatsache, daß neugegründete Korporationen häufig von den alten mißachtet und verfolgt werden.

Was aber durch keinen Nutzen aufgewogen werden kann, den Korporationen möglicher Weise bringen könnten, wenn ihre Grundlage nicht von Hause aus schief angelegt wäre, das sind die unnützen Ausgaben, die, abgesehen von den legalen korporellen Mehrausgaben, durch die pflichtschuldige, gerade heraus gesagt, häufig gewissenlose Freundschaft unwillkürlich veranlaßt werden. Die ewige Geldlosigkeit des korporellen Studenten schadet ihm nicht nur in höchst bedenklicher Weise bei seinen Studien, sondern zieht auch die höchst fatale Neigung nach sich — um jeden Preis Geldanleihen zu machen.

Kein Wunder daher, daß die sich je weiter, desto mehr anhäufenden Schuldenqualen, die Gewissensbisse über das leichtsinnig verschleuderte elterliche Geld, das Bewußtsein, daß selten besuchte Vorlesungen keinen Nutzen bringen

können — um den korporellen Studenten allmählig aber sicher eine Hölle schaffen, aus der ihn natürlich nur die Eltern mit schweren Geldopfern retten können, daher denn auch in Familienkreisen nicht mit Unrecht Lebensarten kourssiren, wie: einen Sohn in Dorpat auf der Universität haben — heißt auf einer Pulvertonne sitzen, &c.

Die Opfer persönlichen Leichtsinns und korporellen Herdentriebes pflegen wol beim Eintritt einer Krisis windelweich zu werden, doch sind sie auch nicht abgeneigt die ganze Schuld jenen himmlischen Mächten zuzuschreiben, denen schon Göthe den Vorwurf machte:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden“.

V.

Wer von den korporellen Studenten die soeben ange- deutete Krisis glücklich übersteht, mit anderen Worten, die Universität nicht vorzeitig verläßt, der nimmt sich wol schließlich zusammen, d. h. macht sich an die Bücher und besucht die Vorlesungen, doch ist der Nutzen für die Gesellschaft von solchen Reconvalescenten nur ein geringer. Moralisch geknickt, arbeiten sie sieberhaft, nur um ihr Examen zu bestehen und die Stätte ihrer vom Geiste des Burschenthums zerfressenen Studien so rasch wie möglich zu verlassen. Der Markt des Lebens aber ist durch solche Nothgeburt-Gelehrte nur um eine betreffende Anzahl Handwerker reicher. Doch nicht Allen gelingt es, sich nach dem ersten Fall

aufzuraffen, so mancher Studiosus besteht solcher Krisen mehre. Diese Sorte junger Leute bildet mit den halbjährlich hinzukommenden Neulingen denjenigen Kern der Korporationen, den man nicht mit Unrecht „die Schwefelbände“ zu nennen pflegt. Diese wilden, entfesselten Elemente wollen von Vorlesungen nichts wissen, rotten sich in ihren Quartieren, Bierhäusern oder außerhalb der Stadt in Krügen zusammen, wo sie die Zeit verträdeln, wie es ihnen der Gott des Müßigganges eingiebt. Wie sie, die schmorenden Studiosen, sich steif und fest einbilden, indem sie ihren Geist durch lebhaftes, geistreiche Gespräche auffrischen, in Wirklichkeit aber indem sie ihn in der abgeschmacktesten, sinnlosesten Weise herunterbringen, wobei sie unglaubliche Quantitäten des bekannten Verdummungsgetränktes, Bier genannt, vertilgen.

Selbstverständlich giebt es in den Korporationen auch junge Leute, die vom ersten Tage ihres Eintrittes in die Universität ihren Weg gleichmäßig wandeln: fleißig die Vorlesungen besuchen, fleißig zu Hause arbeiten. Doch finden solche Persönlichkeiten nicht vor sieben oder acht Semestern Anerkennung. Diesen wenigen Soliden ist das Korporationsleben lästig, doch dulden sie es, um sich die Freiheit des Handelns zu wahren, die in Dorpat nur den korporellen Studenten zu Gebot steht. Nicht korporelle, sogenannte „Wilbe“, werden dort über die Achseln angesehen.

Ex lib. univ. Tart.

Universitäten haben ja nur Sinn, wenn sie als Klöster aufgefaßt werden. Die Idee, den jungen Menschenverstand sich nicht nur durch Universitäts-Weisheit, sondern auch durch dito Thorheit durchringen zu lassen, mag wol vor Zeiten, als die Weisheit in Windeln lag und die Thorheit da Mauern sah, wo keine waren, ganz gut gewesen sein, doch jetzt wäre es wol an der Zeit der viel zu theuer mit Eltern- und Geschwisterthränen bezahlten Universitäts-Thorheit allmählig einen Kiegel vorzuschieben.

Wahrheit und Lüge in der Frauenfrage.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.

1 Mose, 2. Kap, 18. Vers.

I.

Exploitation, Vergötterung und Liberalismus.

Jede Zeit hat ihre Strömung und jede Strömung schwemmt das ihr eigene Holz ans Land. Unsere Zeit, die Zeit des Liberalismus, hat uns als Treibholz, unter Anderem, die Frage nach Selbstständigkeit der Frauen in der ihr eigenen Weise gebracht.

Diese Frage nach Ermannung (warum nicht Erweibung?) der Frauen tritt also wiederum nicht selbstständig, sondern verheirathet, dieses Mal, mit männlichem Liberalismus auf. Vor Zeiten erschien sie verehelicht mit männlichen Exploitations-, dann mit dito Verehrungs- resp. Vergötterungsgelüsten auf. Merkwürdig, unsere armen, unselfständigen Frauen können sich drehen und kehren, immer aber kommen sie an den Mann, sogar ihre Gedanken, wie sie auch beschaffen sein mögen, gerathen immer in eine eheliche Verbindung mit männlichen Gedanken.

Was für einen Schaden männliche Exploitationsgelüste in der Frauenfrage angerichtet haben, ist Jedem so ziemlich aus der Geschichte klar, es ließe sich aber auch ein einfacher, handgreiflicher, sich in der einen oder anderen Weise wiederholender Fall aus der Jetztzeit anführen. Da erzählt z. B. eine Frau Dowdowa, die sich die höchst nützliche Aufgabe gestellt hat, an Ort und Stelle, genaue Nachrichten über unsere Spitzenklöpplerinnen einzusammeln, daß in einigen renommirten Dörfern, wo die Spizenfabrikation hinreichend abwirft, um Hausstände ernähren zu können, die Männerwelt so verfaulenzet ist, daß die jungen Mädchen sich daselbst geradezu vor Verheirathung scheuen, um, wie sie sagen, nicht auch so einen Herumlungerer, Thunichtsgut durch ihre Arbeit ernähren zu müssen.

Auch die Zeit der männlichen Vergötterungsgelüste hat uns keine sehr angenehme Erbschaft hinterlassen: Aus ihr stammen die in unseren Wirthschaften unter dem Namen „schöne Meubel“ bekannten Frauen, die einen witzigen Kopf zu dem charakteristischen Ausspruch veranlaßten: „Ernähren lassen sich unsere Frauen wol, nur nicht kleiden.“

Daß die Zeit des männlichen Liberalismus eine faule Erbschaft hinterlassen wird, läßt sich an den Fingern abzählen und sind einige Anzeichen dafür schon da. Da hat z. B. männlicher Liberalismus verfügt: weibliche Wesen können beim Telegraphenwesen als unterste Beamte angestellt werden. Erster Act: weibliche Wesen erweisen sich meist niedriger Natur. Männlicher Liberalismus ver-

fügt weiter: weibliche Wesen müssen mittlere Beamte ohne Avancement und womöglich Verwandte oder Frauen von Telegraphenbeamten sein. Zweiter Act: weibliche Wesen verbarrakadiren unteren Beamten das Avancement, sind größtentheils Frauen von Stationschefs, thun als solche in der Regel nichts für den Dienst, beziehen aber Gehalt. Was männlicher Liberalismus, verehelicht mit weiblichem Selbstständigkeitstriebe noch fernerhin nach dieser Richtung für Früchte tragen wird, liegt, für's Erste, im Schooße des Schicksals.

Man glaube übrigens nicht, daß dieser Fall einzig in seiner Art dasteht. Männlicher Liberalismus macht weiblichem Selbstständigkeitstriebe nach allen Richtungen ungenügende Konzessionen, die, wie alles Halbe, nicht Fisch, nicht Fleisch, voraussichtlich aber nur Mißgestalten zur Welt bringen können.

Das heißt aber nicht, daß Frauen *carte blanche* bekommen sollen. Gott bewahre! Der Rath des Verfassers zielt nur dahin: Exploitationsgelüste, Vergötterungsgelüste und Liberalismus gänzlich aus dem Spiel mit weiblichem Selbstständigkeitstriebe zu lassen und letzteren, wenn denn durchaus eine Paarung stattfinden soll, ein für alle Mal mit gesundem Menschenverstande zu verehelichen.

Der gesunde Menschenverstand aber sagt deutlich: wenn weibliche Wesen von Anbeginn der Welt es nicht verstanden haben sich eine selbstständige Stellung zu schaffen, wenn weibliche Wesen von Anbeginn der Welt mit der Nabel gewirthschaftet und doch keine Nähmaschinen erfunden haben,

wenn weibliche Wesen von Anbeginn der Welt sich mit Hebammengeschäften befaßt und in schwierigen Fällen doch nicht allein fertig werden können, wenn weibliche Wesen von Anbeginn der Welt sich mit dem Haushalt beschäftigt und doch keine Erfindungen in der Vereinfachung des Haushaltungsmechanismus gemacht haben, — so können sie auf keinen Fall selbstständig, sondern, wie es auch von Anbeginn der Welt voraus bestimmt, genau nur Gehülfinen sein.

II.

Frauen gehen leicht aus Band und Band.

In der Natur scheint es zwei Abweichungen von ein und demselben Ur-, Normal- oder Musterverstande zu geben.

Nennen wir, versuchsweise, die eine Abweichung — männlichen Verstand und verstehen wir darunter eine versteckte Begabung, inklusive Beschränktheit, so ließe sich der weibliche Verstand als offene Begabung, inklusive Zersahrenheit, charakterisiren.

Für die Beschränktheit des Mannes sprechen folgende Thatfachen. Der Mann hat mehr Zeit zu seiner Entwicklung nöthig, faßt schwerer, überlegt länger, findet sich schwerer in neue Lagen, liebt Gewohnheiten, ist mehr zum Schweigen, ja zum Verheimlichen¹ geneigt.

¹ Aegypter verheimlichen Wissenschaften; Phönizier verheimlichen ihre Fahrten; Männer haben Sinn und Lust für Diplomatie.

Gerade aber die versteckte Begabung, die Beschränktheit des Mannes sichert ihm viele gute Eigenschaften, die den Frauen abgehen. Die Entwicklung des Mannes dauert länger, geht aber intensiver vor sich; der Mann findet sich schwerer in neue Lagen, dafür beutet er gewohnte besser aus. Er faßt schwerer auf, dafür hält sich das Aufgefaßte bei ihm länger (er hat ein besseres Gedächtniß); er überlegt länger, dafür überraschen seine Gedanken durch Tiefe; er ist schweigsam, dafür verbraucht er seine Gedanken nicht auf Kleinigkeiten.

Als Resultat seiner Begabung ergibt sich die Fähigkeit übersichtlicher urtheilen, Wichtiges von Unwichtigem leichter unterscheiden zu können. Seine Liebe für Gewohnheiten und seine Einseitigkeit sichern ihm Freunde, Anhänglichkeit an seine Frau, auch wenn seine Liebe längst verbraucht ist, und, was fürs praktische Leben so unendlich wichtig ist, Anhänglichkeit an seinen Dienst, sein Studium, sein Ziel, das er sich gesteckt hat.

Männer sind herrliche Geschöpfe, nur — etwas zu schwerfällig.

Frauen sind von der Natur reich ausgestattete Wesen, aber ihre Gaben scheinen mehr die Bedeutung einer Schau- stellung zu haben, um sie anziehend zu machen. Reellen Werth bekommen diese Gaben nur, wenn Umstände eintreten, die die speciell weiblichen Eigenschaften — Geduld und Ausdauer (im häuslichen Leben) herausfordern. Dann sind Frauen gewiß im Stande die höchste Anerkennung, ja Bewunderung hervorzurufen. Zu gut darf es ihnen aber

nicht gehen, sonst fangen sie instinktiv an — sich Leiden zu suchen.

Die reiche Begabung der Frauen dürstet nach Abwechslung; Einseitigkeit, Langeweile sind ihre Todfeinde. Wehe aber dem Manne, der sich einbildet der Zerstreuungssucht seiner Frau genügen zu können. Haben Frauen den Reiz der Vergnügungssucht in Händen, dann leeren sie ihn auch gern bis auf die Hefen. Die Anekdote von der Frau, die ihrem Rutscher befahl: „Fahre wohin du willst, nur nicht nach Hause“, mag, wenn auch als seltener Fall, schon wahr sein. Dafür aber können auch Frauen jahrelang, man kann nicht sagen ohne zu Murren, Zerstreuungen entbehren. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten. Zu den schlechten Seiten der Frauen gehört, daß sie Alles so entsetzlich profanisiren. Die theuerste Ueberzeugung des Mannes ist ihnen nichts, wenn der Mann nicht nachweisen kann, daß er seine Ueberzeugung gleich in Geld oder Knalleffect umwechseln kann. Die Anekdote von der Magd Lessings, die es durchaus nicht glauben wollte, daß ihr wenig bemittelter Herr ein berühmter Mann sei, charakterisirt den echt weiblichen Standpunkt dieser Magd. Dafür aber, sobald ein Mann, in welcher Weise es auch sei, durch Rang, Orden, Uniform — Erfolg hat, gleich sind Frauen mit ihrer Verehrung bei der Hand. In Ermangelung von musikalischen und anderen Talenten, werden sogar verheirathete Prediger und Aerzte Gegenstand von Frauenverehrung. Selbst durchreisende Mohren und Türken sind, als Seltenheit, vor ihr nicht sicher.

Ein weibliches Wesen, das nicht leidet, nicht duldet ist in

der Regel ein oberflächliches Geschöpf, von dem der Volksmund mit vollem Rechte sagt: zwischen eines Weibes „Ja und Nein“ läßt sich keine Nadelspitze stecken. An einen tieferen Sinn des Lebens glauben solche Frauen nicht, für sie ist Alles nur äußerer Schein und diesen zu wahren halten sie für die Aufgabe ihres Lebens. Schließlich sei noch bemerkt, daß Frauen durchaus nicht weniger, als Männer, sinnlich sind, nur ist ihre Sinnlichkeit vielseitiger.

Frauen sind reizende, hochbegabte Geschöpfe, nur — etwas zu reell.

Männlicher Liberalismus ist wol eine ganz schöne Sache, nur muß dabei der gesunde Menschenverstand nicht so vergessen werden, wie etwa jenes Kind in einer von Börne erzählten Anekdote.

Ein Herr von X soll sich nämlich an einen Professor Z mit der Bitte gewandt haben, ihm für seinen Sohn einen Hauslehrer zu rekommandiren. Der Empfohlene müsse aber ein ordentlicher, kein liberaler Mensch sein. „Es thue ihm Leid“, meinte der Professor, „unter solchen Umständen Niemand empfehlen zu können, da heutzutage jeder ordentliche Mensch liberal sei“.

Aus dieser Geschichte ist wol zu ersehen, daß zwei Herren, die Gelegenheit wahrnehmend, über Liberalismus stritten, doch was aus dem Sohn des Herrn von X wurde mit diesem Geheimnisse ging Börne leider zu Grabe. Und doch war der Sohn die Hauptfigur in der Geschichte.

Die Mission der Juden.

(Eine Wilsnaer Studie.)

Bekanntlich hat die jetzt lebende europäisch = civilisirte Menschheit aus der alten Geschichte drei Lehrer gehabt: einen Religions- und Sittenlehrer — den Juden; einen für allgemeine Wissenschaften und Künste — den Griechen, und einen speciell für Staatswissenschaften und Jurisprudenz — den Römer.

Vom Griechen und Römer haben wir Alles gelernt, was von ihnen zu lernen war. Um aber die alten Herren nicht gänzlich umkommen zu lassen, genießen sie als Sprachlehrer ihr Gnadenbrod an unseren klassischen Gymnasien. Der Jude ist auch ganz gern bereit unser Sprachlehrer für's Chaldäische und Hebräische zu sein, will sich aber auf keinen Fall in den Ruhestand versetzen lassen, nimmt auch kein Gnadenbrod, sondern zieht es vor sich auf eigene Faust, nach wie vor, durch die Welt zu schlagen. Es scheint also, daß das auserwählte Volk seine Mission als freipraktisirender Religions- und Sittenlehrer doch nicht ganz erfüllt hat.

Daß Juden eigenthümliche Begriffe von Religion und Sitten haben, davon können unter Anderem drei frisch aus dem Leben gegriffene Antworten eines jüdischen Gelehrten Zeugniß ablegen :

— Wie hängen Religion und Sittenlehre mit einander zusammen ?

„Religion ist das Gerüste, um den Tempel der Sittlichkeit aufzubauen.“

— Was ist Andacht ?

„Andacht ist eine Art Begeisterung, die bei dem religiös schwach gewordenen Menschen dieselbe Rolle spielt, die ein Schluck Wein bei dem physisch schwach gewordenen. Beides — Andacht und Wein — dienen als Erfrischung, Stärkung.“

— Was ist der Talmud ?

„Da die Religion nicht zu allen Zeiten dieselbe bleiben kann, sondern, je nach dem Bildungsgrade des Gläubigen, fortschreiten muß, so ist der Talmud dasjenige Buch, in dem die Fortschritte der jüdischen Religion vermerkt werden.“

Als Beweis, daß der Christ außer der theoretischen, noch einer beständigen praktischen Ermahnung sittlich zu leben dringend bedarf, dient die unumstößliche Thatsache, daß Laster, trotz christlicher Religion, nach wie vor üppig wuchern.

Um nun auf die Mission des auserwählten Volkes näher einzugehen und nachzuweisen, wie dienlich Juden dem Christen zur Erkenntniß seiner Fehler und Laster sein können, ersuchen wir den geneigten Leser mit uns eine Reihe von Betrachtungen anzustellen.

I.

Sind wir, Christen, wirklich lasterhaft? Gewiß, viel lasterhafter, als wir selbst eine Ahnung davon haben. Wer daran zweifelt, dem kann der Verfasser ein sehr interessantes älteres Werk empfehlen, das aber jetzt schwerlich wol im Buchhandel zu haben ist. „Licht- und Schattenbilder aus dem Innern von Java“ ist der harmlose Titel einer Schrift, die nicht nur eine poetische Schilderung von Java enthält, sondern auch die Ausführung eines geistreichen Einfalls, nämlich den Christen, so zu sagen, aus der Vogelperspektive zu betrachten. Wir, Christen, haben uns nämlich so sehr an unsere Auffassungen gewöhnt, daß wir schon längst die Fähigkeit verloren haben, den Werth unserer Auffassungen von einem vorurtheilsfreien Standpunkte zu betrachten. Wer z. B. wird uns wol auf's einfache Wort hin glauben, daß wir Heuchler sind? Und doch ist es so. Um uns, Christen, als professionirte Heuchler zu entlarven, erzählt der Verfasser des genannten Werkes einen sehr einfachen Fall, von dem man unbedingt annehmen kann, daß er täglich, in der einen oder anderen Weise, vor unseren Augen abspielt, ohne daß wir merken, was wir für Heuchler sind.

Ein Missionär auf Java, der ein Liebhaber von guten Cigarren war, hielt den dortigen Naturkindern einst einen Vortrag über Nächstenliebe. Bis zu Thränen gerührt, schwärmten die Naturkinder, von Stunde an, für Nächstenliebe. Zu seinem Erstaunen bemerkte der Missionär bald darauf, daß sein Cigarrenvorrath bedenklich rasch zu Ende ging und zwar weil sein Diener, der sich bis dahin keiner

Untreue schuldig gemacht hatte, angefangen hatte nach Kräften zur Vertilgung der Cigarren seines Herrn beizutragen. Vom Missionären zur Rede gestellt, meinte er: „Wie, Herr, sind wir denn nicht alle Brüder, müssen wir nicht unsere Nächsten lieben, nicht mit ihm theilen?“

Beiläufig bemerkt, geben wir nicht Summen für Missionsangelegenheiten in Afrika zc. aus, während unsere, im wahren Sinn des Wortes, Nächsten physisch und moralisch verhungern. Christen verhungern zwischen Christen, während Negern Nächstenliebe für schweres Geld gepredigt wird! Sind wir nun nicht Heuchler?

Der Jude ist ein praktischer Mann. Er geht auch in alle Welt und predigt, nicht durch Worte, sondern durch die That, die rührend einfache, höchst nachahmungswürdige Lehre: „Juden verhungern zwischen Juden nie.“ Ist der Jude also, fragen wir, nicht unser Lehrer?

II.

Wer noch nicht überzeugt ist, daß wir, Christen, abscheuliche Heuchler sind, der denke nur an unsere Beerdigungen. Wird da nicht ein Aufwand gemacht, um unsere Todten standesgemäß in die Gruft zu legen? Werden da nicht häufig, um der Erde — Erde zu geben, Summen ausgegeben, die Lebenden jahrelange Existenz sichern könnten? Weshalb thun wir das? Nun, wir müssen doch aller Welt zeigen, wie sehr wir unsere theuere Todten bei Lebzeiten lieb gehabt haben. Aber davon, daß wir ihnen bei Lebzeiten häufig den Tod gewünscht haben, sprechen wir

kein Wort. Wir tragen auch jahrelang Trauer, während unser Herz jubelt, daß der Theure endlich abgefahren ist.

Ob ihm der Todte bei Lebzeiten theuer oder nicht theuer war, der Jude legt ihn gleichmäßig in einen einfachen schwarzen Kasten und trägt ihn auf den Kirchhof, wo nur ein sehr einfacher Steinklumpen ihm nachher zeigt, wo sein Todter beerdigt liegt.

Heucheln wir doch nicht so abscheulich bei unseren Beerdigungen, sonst muß das auserwählte Volk leben, bis wir von ihm lernen unsere Todten vernünftig zu beerdigen und den Lebenden nicht das zu entziehen, was der Todte so wie so nicht brauchen kann.

III.

Wir, Christen, sind sehr groß angelegte Naturen. Mit Menschenleben werfen wir um uns, als ob das nichts sei. Vor Zeiten waren wir Ritter, die ganze Heereszüge umkommen ließen, um den leeren Hügel desjenigen aus Heidenhänden zu befreien, der Liebe, auf keinen Fall aber Mord und Todtschlag gepredigt hat. Auch späterhin haben wir hübsch nobel Religions- und andere Kriege geführt, unsere Nächsten gemordet und uns morden lassen, als ob wir mit dem uns geschenkten Leben zugleich die Verpflichtung übernommen haben, die Mutter Erde mit gesunden, lebensdurstigen Leibern zu düngen, mit Menschenblut zu sättigen. Und doch waren die prächtigen Rüstungen, in denen unsere Vorfahren solche edle Thaten verrichteten, nicht durch ehrliche Arbeit verdient, sondern entweder dem Schweisse des

geringen Mannes abgepreßt oder durch Raubritterthaten zusammengestohlen. Sind wir also nicht schauderhafte Heuchler, die mit der Zunge Nächstenliebe schwören, mit den Fäusten aber unsere Nächsten berauben und todt= schlagen?

Wir fahren auch jetzt noch fort sehr schöne Gesinnungen zur Schau zu tragen. Durch unseren prächtigen Dichter Schiller lassen wir aller Welt verkünden, daß das Leben der Güter Höchstes nicht sei. Wir reichen Adressen ein, in denen wir uns bitter über Juden beklagen, die Schuld tragen, daß uns ritterliche (unverschämt=heuchlerische) Gesinnung mehr und mehr abhanden kommt.

Der Jude ist nie Ritter gewesen, er hat aber auch nie Religionskriege geführt, ja es liegt ihm sogar nichts daran, Andere zu seinem Glauben zu bekehren. Er ist nicht bis zu seinem 25. Jahre Idealist, um nachher krasser Materialist zu werden. Auch ist der Jude nicht naturwidrig flott und behauptet nie, daß das Leben der Güter Höchstes nicht sei. Er schätzt sein und anderer Leben aus einfachem Selbsterhaltungstrieb und — weil seine Religion ihm das vorschreibt.

Heucheln wir doch nicht naturwidrige Gesinnungen, die uns gegenseitig das Leben kosten. Der Einzige, der davon Vortheil zieht, ist der todtmüde, sich nach Ruhe sehrende ewige Jude, der nicht zur Ruhe kommen kann, so lange wir nicht naturwahre Menschen werden.

VI.

Der Jude hat eine sehr klare Vorstellung vom „kommenden Tage“, der ihm nicht mehr und nicht weniger, als den sehnlichst erwarteten Messias bringen kann. Darum legt er sich auch nicht eher schlafen, als bis er ein Stück Brod für den kommenden Tag in Bereitschaft hat. Diese dem Juden durch seine Religion eingeimpfte Sorge um den kommenden Tag wird gar zu häufig mißdeutet.

Wir erwarten keinen Messias, sind aber nichtsdestoweniger so sehr um den kommenden Tag besorgt, daß wir lügen, betrügen und stehlen um Erbschaften zu hinterlassen, die unsere Nachkommen bis ins zweite und dritte Glied moralisch verhunzen.

In der Kirche sprechen wir also, ohne uns zu räuspern, gläubig: „Ja, wir wollen wie die Lilien auf dem Felde, wie die Vögel unter dem Himmel sein“, so wie wir aber aus der Kirche sind — geht das Sorgen um den kommenden Tag in der angeedeuteten Weise los.

Heucheln wir doch nicht Sorglosigkeit und sorgen wir doch nicht um den kommenden Tag so, daß wir dieser Sorge wegen Laster verüben und vererben. Bedenken wir doch, daß der alte, lebensmüde Jude, der so gern sterben möchte, es nicht kann, so lange wir nicht die richtige Mitte zwischen Sorgen und Nichtsorgen um den kommenden Tag gefunden und endlich das in der blumenreichen Sprache des Morgenlandes gesprochene Wort von den Lilien auf dem Felde, von den Vögeln unter dem Himmel richtig begriffen haben.

V.

Unsere schmachvollste, stupideste Heuchelei ist aber jedenfalls die Voraussetzung — aus uns heraus, durch unsere Willenskraft gegen das Naturgesetz „fleischliche Gelüste“ ankämpfen zu wollen. Anstatt an diese ernste Frage mit der größten Vorsicht heranzugehen, sorgfältig die Natur zu studiren und uns an die Gesetze derselben so gehorsam wie möglich zu schmiegen, unterfangen wir uns, wie mit Blindheit geschlagen, einem Naturgesetz den Damm unserer erheuchelten Willenskraft entgegenzustellen. Anstatt uns den Juden als Vorbild zu nehmen, sorgfältig die Gesetze der Ehe mit klimatischen und anderen Verhältnissen in Einklang zu bringen, — hazardiren wir in dieser wichtigen Frage aufs Gerathewohl und — richten Generationen zu Grunde.

Erinnern wir uns doch der großen That des wahrheitsliebenden Luthers, der sich keinen Augenblick bedachte die Lüge des priesterlichen Eölibats von sich abzuschütteln und denken wir an das, was der wahrheitsliebende Dr. Karl Ernst Bock in seinem Werke „Das Buch vom gesunden und frankem Menschen“, S. 620—624, gesagt hat.

Natürlich kann, angesichts unserer wahrhaft rasenden Verblendung nach dieser Richtung, der alte, lebensmüde Jude nicht zur Ruhe kommen. Er muß fortleben und uns stündlich durch sein Beispiel predigen: Christen, laßt ab von eurem wahnwitzigen Unternehmen — gegen Naturgesetze mit eurer Strohwisch-Willenskraft ankämpfen zu wollen.

VI.

Die Mission des auserwählten Volkes besteht aber nicht allein in der passiven Rolle — durchs Beispiel zu wirken. Nein, die Medaille der jüdischen Mission hat auch eine andere — eine active — Seite. Diese ergibt sich aus dem Unterschiede in der Auffassung des Wortes „Nächster“. Wir verstehen darunter jeden anderen Menschen. Nicht so der Jude. Der Nächste des Juden ist immer nur ein anderer Jude, auf keinen Fall aber ein Andersgläubiger. Daher denn auch Alles, was der Jude für recht und billig dem Juden gegenüber hält, dem Christen gegenüber für ihn durchaus nicht bindend ist. Dem rechtlichen, tugendhaften Christen kann der Jude selbstverständlich auch unter solchen Umständen nichts anhaben, dafür aber ist der lasterhafte seine natürliche Beute. Findet der Jude z. B. einen leichtsinnigen Christen, der gern über seine Mittel hinaus lebt, gleich ist er mit Wechjeln bei der Hand und zwickt und zwackt ihn, bis der leichtsinnige Christ Zetermordio schreit und obendrein noch sich steif und fest einbildet, daß nicht er der Lasterhafte ist, der die Wechsel ausstellt, sondern der Jude, der die Wechsel nimmt. Findet der Jude z. B. einen trunkliebenden Christen, so zwickt und zwackt er den Trunkenbold so lange mit dessen Laster, bis der in seiner lasterhaften Dummheit aufhört zu begreifen, daß nicht der Branntweinflieferant, wol aber der Branntweintrinkende der Lasterhafte ist.

Erkennen wir doch, daß der Jude nicht anders handeln

kann, noch darf; es ist ja seine Mission uns tugendhaft zu machen; er muß, ob er will oder nicht, uns durch unsere Laster zwicken, bis wir endlich Vernunft annehmen.

Die Mission der Juden gefällt uns aber nicht, wir wollen vom Juden nichts wissen, möchten ihn gern aus der Welt schaffen? Gut; ja aber dann hören wir doch auf lasterhaft zu sein. Dann hat ja der Jude gar keinen Grund noch ferner zu existiren.

Ende.



Inhalt.

	Seite.
1. Vorwort	3
2. Bäume müssen nicht in den Himmel wachsen (Dor- pater Korporationsstudien)	5—18
3. Wahrheit und Lüge in der Frauenfrage:	
I. Exploitation, Vergötterung und Liberalismus	19—22
II. Frauen gehen leicht aus Hand und Band	22—25
4. Die Mission der Juden. (Eine Wilnaer Studie)	26—35

ИЗДАНИЕ МУЗЫКАЛЬНАГО МАГАЗИНА В. ЭРИКСОНЪ И К^о.

С.-Петербургъ, Вознесенскій просп., домъ № 22.

	р. к.
Н. Артемьевъ, ор. 285. Сарра Бернаръ, Вальсъ.....	1 —
Александръ фонъ Веземанъ, „Старичекъ простачекъ“ комические куплеты, музыка Н. Артемьева.....	— 60
G. Eibl. Бубенчики, Полька.....	— 60
— Лѣтнія грѣзы, Вальсъ.....	1 —
— Тройка, Кадриль.....	— 75
— Фортуна, Вальсъ.....	1 —
— Черняковская мазурка.....	— 50
P. Eitner. Mon cher ami, Polka.....	— 60
— ор. 12. Aus dem Rosenpavillon, Polka-Mazurka.....	— 60
— ор. 42. «Bonjour Madame!», Mazurka.....	— 60
— Вильяновская мазурка, изъ балета «Stach i Zoska».....	— 60
— Коронаціонный маршъ по случаю коронаціи Его Им- ператорскаго Величества Императора Александра III.....	— 60
— Fleur du Nord, Valse, исполненный въ Озеркахъ ор- кестромъ Энгеля.....	1 —
M. Frank. Der Donaustern, Walzer.....	1 —
S. Freymann. Новичекъ кадриль изъ русскихъ пѣсень.....	— 75
A. Harfeld. L'amitiѣ valse.....	1 —
N. Himmelmann. Забавная. Полька.....	— 60
E. Horny. Der kreuzfidele Michel. Веселый Мишутка. Маршъ съ юмористическими куплетами Уколова.....	— 75
V. Keyll. ор. 29. Наши старые знакомые, Кадриль.....	— 75
— Лѣтній садъ, Кадриль.....	— 75
Московского Серенада, аранжир. для пѣнія П. Эйтне- ромъ. Слова С. Уколова.....	— 60
V. Полонскаго романсъ: Прежде бывало.....	— 60
H. P. Rarphorh. Школа этюдовъ. тетр. 1.....	1 50
— тетр. 2 по 5.....	по 1 —
— Упражненія къ этюдамъ тетр. 1. и 2.....	по — 75
— 1-я тетр. этюдъ и упражненій взятыя за разъ.....	2 —
— тетр. этюдъ и упражненій заразъ взятыя.....	1 50
H. Reinbold. ор. 212. «Mensch ärgere dich nicht», Polka.....	— 60
G. Ritter. «Songe de Turin», Туринскій сонъ, Вальсъ.....	1 —
— Чудачка, Полька.....	— 60
— «Между небомъ и землей», Полька.....	— 60
V. Schröb. ор. 23. «A la convalescente» Valse de salon.....	1 —
V. Соколова. романсы: № 1. «Ночь».....	— 60
№ 2. «Мигъ свиданія».....	— 60
№ 3. «То былъ лишь сонъ».....	— 60

Von Franz Bönken erschienen ferner:

Kurze sibirische Chronik.

(die kungurische)

Preis 80 Kop. (2 M.)

Wir sind dem Uebersetzer für seine vermittelnde Thätigkeit herzlich dankbar
(Breslauer Zeitung.)

Blandereien eines Buchhalters.

Preis 40 Kop. (1 M.)

Ein zwar ziemlich aphoristisch gehaltenes, aber ungemein anregendes Schriftchen über Buchhaltung
(Berliner Tageblatt.)